

Nr. 141. Bromberg, den 8. Juli 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(16. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Während dieser vielen Tage bekam Erla kaum ein einziges Mal Szamtes zu Gesicht. Er habe viel zu tun, behauptete er, wenn sie ihn zufällig irgendwo erwischte, und auch der Graf bestätigte das. An der abendlichen Tafel nahm er nicht mehr teil. Erla speiste regelmäßig mit Arkany oder in Gesellschaft einiger Gäste, von denen sie mit untadelhafter Ehrerbietung behandelt wurde. Wenn sie allein waren, musizierten sie bis tief in die Nacht hinein oder beratschlagten, was sie am andern Tage unternehmen könnten.

Nur wenn Briefe aus Berlin kamen, ließ Erla sich herbei, daran zu denken, daß sie nicht für alle Zeiten auf Bogat bleiben konnte. Frau Marguery schrieb von der schwierigen Lage des Vaters. Er werde sich nicht mehr lange halten können und nach allen Ärgernissen, die sein Posten ihm eintrage, stehe es mit seiner Gesundheit nicht zum Besten. Vom „Blue Star" niemals ein Wort. Also hatte die Mutter wenigstens noch keinen Versuch unternommen, den Stein zu verkaufen. Erlas Herz klopfte jedesmal, wenn sie einen neuen Brief öffnete. In keinem aber fehlte zum Schluß die Bitte: „Komm bald! Wir vermissen dich sehr, und wenn Lux, dein vierbeiniger Schützling, zufällig dein Zimmer betritt, so winselt er zum Gotterbarmen. Du darfst ihn nicht länger mehr leiden lassen!"

Diese Bitten wurden immer dringender, und jedesmal nahm sich Erla vor, Szamtes zur Rede zu stellen und ihn zur Heimreise zu drängen, sobald aber die Pferde vor der Auffahrt hielten, war Berlin vergessen.

Die Heimfahrt erfolgte ebenso überraschend wie die Reise nach Szarvas. Der letzte Tag, den Erla auf Bogat verbrachte, war ein Sonntag. In Szarvas fand ein Fest statt, und Arkany ritt mit Erla hinüber, denn beide hatten Einladungen erhalten und waren gebeten worden, wenigstens bei dem Preisschießen am Nachmittag zugegen zu sein.

Szarvas war ein Dorf von kaum tausend Einwohnern. Es gab nur eine einzige Straße, in der auch während der längsten Trockenzeit Wasserpfützen standen. Heute war das Dorf nicht wiederzuerkennen: Die Straße war ein einziger Festplatz. Von allen Ecken kam Musik.

Arkany war jedem bekannt. Er wurde gegrüßt, man winkte ihm zu, und es nahm Erla Wunder, daß alle ihn zu lieben schienen. Die Mädchen knicksten und lachten, wenn er vorbeiritt. Manche warfen ihm Blumen zu und erröteten, wenn er dankte.

Auf dem Festplatz machte Erla die Bekanntschaft des Fürsten Groszi, eines uralten Herrn, der sich trotz seinem weißen Patriarchenbart als Schwerenöter entpuppte und Erla sogleich mit Geschichten unterhielt, die man sich vor fünfzig Jahren am Wiener Hof mit heimlichem Lächeln zugeflüstert hatte. Alle diese Geschichten waren ein wenig bedenklich, aber Groszi erzählte sie mit unbefangener Heiterkeit und einer Miene, die verriet, daß er auch heut noch für alle Torheiten Verständnis hatte.

Erla gewann ihn lieb. Sie trank in seiner Gesellschaft zwei Gläser Wein und tanzte mit ihm auf der rasenbedeckten Festwiese nach den Klängen eines Walzers von Lanner. Groszi war ziemlich neunzig Jahre alt, aber beim Tanz war er beweglich wie ein Jüngling.

Shimmy, Foxtrott und Charleston waren bis nach Szarvas noch nicht vorgedrungen; bei Walzern, Polkas und Masurken hatte es sein Bewenden. Die jungen Mädel und Burschen vollführten außerdem einen Tanz, bei dem es hauptsächlich darauf ankam, auf den Absätzen so lange umherzuwirbeln, bis einem Hören und Sehen verging. Auch Arkany beteiligte sich an diesem wilden Tanz. Er führte ein blutjunges, kaum fünfzehnjähriges Mädchen, das wie eine Zigeunerin aussah. Allen tat sie es zuvor. Sie lächelte beim Tanz, und in ihren Augen stand Seligkeit. Arkanys Lippen aber waren schmal, und sein Gesicht hatte einen gespannten gierigen Ausdruck. Er sah genau so aus, wie in jener ersten Nacht, da er sich von Erla vor der Zimmertür verabschiedet hatte.

Als gegen sechs Uhr das Preisschießen vorüber war, ritten sie zu zweit langsam nach Bogat zurück. Erla hänselte den Grafen, denn er hatte beim Schießen lächerlich schlecht abgeschnitten und kaum die Scheibe getroffen. Seiner Behauptung, daß er absichtlich schlecht geschossen habe, um den andern nicht die Preise wegzunehmen, schenkte sie keinen Glauben. Arkany wurde immer eifriger, als stünde seine Ehre auf dem Spiel, und als Erla nicht aufhörte, ihn zu necken, zügelte er plötzlich sein Pferd. Auch sie hielt inne.

Er wies auf einen niedrigen Busch, der sich vierzig oder fünfzig Schritte von ihnen entfernt befand. Auf dem obersten Zweige saß ein kleiner, grauer Vogel.

„Ich will Ihnen zeigen, daß ich schießen kann", sagte Arkany leise und holte seinen Revolver hervor. Er ließ die Sicherung zurückschnappen und hob langsam den Arm.

Kein Lüftchen regte sich. Die Sonne, die hinter ihnen stand, rötete sich allmählich hinter grauen Dunstwolken. Die Sicht war schlecht.

Der kleine Vogel äugte zu ihnen hinüber. Sie hörten sein ängstliches Piepsen, so still war es.

Arkany zielte. Sein Pferd stand unbeweglich wie ein Standbild. Da reckte das Vögelchen plötzlich seinen winzigen Körper und begann zu singen, ein weiches, süßes Trillern entstieg seiner Kehle.

Entsetzen packte Erla, aber bevor sie schreien oder Arkany in den Arm fallen konnte, um den Mord zu verhindern, ließ er den Arm sinken. Er wandte den Kopf zu ihr, und auf seinem Gesicht stand tiefe Scham. Um seinen Mund zuckte es, als müsse er ein Schluchzen unterdrücken. Er sprach kein Wort.

Auf einen leichten Schenkeldruck setzte sich sein Pferd wieder in Gang, und Arkany lenkte es in weitem Bogen um den Busch herum, auf dem das Vögelchen noch immer sang.

Als sie in Bogat anlangten, war es fast dunkel geworden. Arkany geleitete Erla, wie es seine Gewohnheit war, bis vor die Tür ihres Zimmers. Sie reichte ihm die Hand. „Ich habe Ihnen in meinem Herzen oft unrecht getan, Graf Arkany. Als Sie vorhin Ihren Revolver einsteckten und nicht auf den kleinen Vogel schossen, habe ich Ihnen viel abgebeten."

Er verbeugte sich, und sein Mund verzog sich zu einem Lächeln, das dankbar, glücklich und verlangend war.

Erla ging in ihr Zimmer. Sie kleidete sich aus und legte ihren Schlafanzug an, um bis zum Abendessen zu ruhen. Sie hatte kein Licht angezündet. Auf den Koppeln wieherten die Pferde. Yvonne sang ihre schwermütigen Lieder, und da es still war, konnte Erla jedes Wort verstehen. Die verlegene Rührseligkeit dieses Gesanges reizte sie. Sie erhob sich, um das Fenster zu schließen, vergaß aber ihren Vorsatz und blieb am Fenster stehen. **Drüben, in der**

Richtung von Szarvas, stand eine dunkelrote Glut am Himmel. Dort brannten sie jetzt die bengalischen Feuer ab und tanzten um die Flammen. Die Burschen und Mädel schwangen sich im Takt und küßten sich. Eine wunderliche Unruhe und Spannung kreiste Erla im Blut. Ziellose Sehnsucht zog wirr und quälend durch ihren Kopf. Zum ersten Male in diesen Tagen dachte sie an Jörn.

Als sie ein Geräusch an der Tür hörte, fuhr sie herum. In der tiefen Dunkelheit stand Arkany. Sie sah nur sein Gesicht und seine Hände. Mit kleinen, langsamen Schritten kam er näher. Er atmete laut.

Erla stand gelähmt. Sie wollte schreien, aber ihre Kehle war trocken und eng. Sie wollte die Hände gegen ihn erheben, aber ihr fehlte die Kraft. Mit ihrer tastenden Linken zog sie die weiche Seide ihres Schlafanzuges über der Brust zusammen.

Da sprang Arkany auf sie zu. Er riß sie an sich. Sie war vollkommen wehrlos, verstört vor Angst und Entsetzen. Sein Atem strich heiß über ihre Schultern. Seine Lippen preßten sich auf ihren Hals.

Sie fühlte sich plötzlich von seinen Armen emporgehoben. Ein kleiner heller Schrei flog von ihren Lippen. Sie umklammerte mit beiden Händen seinen Hals, und da er sie nicht niedergleiten ließ, griff sie in blinder, besinnungsloser Angst mit den Fingern in seine Augen.

Er stieß einen Ruf aus, der sich wie ein Röcheln anhörte und gab sie frei.

„Verzeihen Sie!" stammelte er und bedeckte mit den Händen sein Gesicht. „Verzeihen Sie! Verzeihen Sie . . ."

Sie wich zurück, flüchtete schutzsuchend in eine dunkle Ecke. „Sie irren, Graf Arkany! Sie irren!" rief sie zitternd zu ihm hinüber. „Ich werde niemals Ihre Geliebte werden. Niemals, hören Sie? Niemals! — Ich werde sofort Bogat verlassen!"

Er bat: „Ja, verlassen Sie Bogat! Ich bitte Sie! . . . Es geht über meine Kraft, Sie in diesem Hause zu wissen und die gleiche Luft zu atmen wie Sie. Ich bitte Sie sehr — verlassen Sie Bogat!"

Sie atmete so rasch und schwer, daß sie nicht antworten konnte.

Er fuhr in dem gleichen demütig bittenden Ton fort: „Ich litt unter Ihrer Gegenwart; noch mehr werde ich leiden, wenn Sie nicht mehr hier sind. Das weiß ich, und darum bitte ich Sie, mir zu erlauben, nach Berlin zu kommen . . . Ich will Ihnen Zeit lassen. Sie würden mich zum glücklichsten Menschen machen, wenn Sie mir dann sagten, daß Sie Verlangen haben nach Ungarn, nach Bogat und nach . . . Arkany."

Sie konnte noch immer nicht antworten. Da ließ er sich vor ihr auf ein Knie nieder, tastete im Dunkeln nach ihrer Hand, die sie ihm nicht mehr entzog und küßte sie lange. Dann erhob er sich und schritt rasch hinaus.

Sie sah ihn an diesem Abend nicht mehr. Am andern Morgen brachte das Auto sie und Szamtos nach Budapest, und 36 Stunden später trafen sie in Berlin ein.

XXVI.

Zehn Tage nach der Ankunft in Para waren die grundsätzlichen Fragen der Erbschaft geregelt, und Rudyard konnte nach Manaos abfahren. Er benutzte zu dieser Fahrt, die ihn quer durch den amazonischen Urwald führen sollte, die kleine, aber außerordentlich schnelle Jacht, die sich Argentuela hatte bauen lassen, um möglichst rasch von Para, seinem Wohnsitz, nach Manaos, dem Mittelpunkt seiner gewaltigen amazonischen Besitzungen zu kommen.

Aus Rudyard Holligan war über Nacht ein kleiner König geworden, der festen Willens war, seinen ererbten Provinzen und Schätzen neue Eroberungen hinzuzufügen.

Er verstand es besser als Jan, sich in die Rolle des Millionärs zu fügen; Jan war auch nach Ablauf dieser Wochen noch nicht zu Atem gekommen und aus seiner Betäubung erwacht. Er ging nachdenklich umher, und wenn er allein war, fragte er sich zuweilen, wann dieser verrückte Traum wohl endlich ein Ende nehmen würde.

Er nahm kein Ende. Die Bestätigung seiner Wichtigkeit erhielt Jan sogar durch etliche amerikanische Zeitungsleute, denen er seine Lebensgeschichte erzählen mußte. Der Oberst war bei diesem Frage- und Antwortspiel zugegen und belustigte sich heimlich über die Hilflosigkeit, mit der Jan allen Fragen auswich, die sich auf seine jüngste Vergangenheit bezogen. Auch die Zeit an Bord der „Mary Gaine" verleugnete er.

„Keiner soll wissen, wer ich bin und was ich bin," erklärte er dem Obersten, als sie wieder allein waren. „Der alte Jan Fock ist unter den Millionen erstickt, und der neue . . ."

„. . . kann sich in dieser Zeit noch nicht zurechtfinden!" „Nein, Oberst Holligan. Er gibt sich zwar Mühe, aber es gelingt ihm nicht. Vielleicht wird es anders, wenn ich erst wieder Europa hinter mir habe."

„Sie fürchten sich vor dieser Reise?" fragte der Oberst lächelnd, da Jan ein verzagtes Gesicht machte.

„Ja, ich fürchte mich."

„Weshalb?"

„Wenn man mich nun in Berlin verhaftet?"

Holligan lachte. „Millionäre verhaftet man nicht so schnell." Er sah Jan aufmerksam in die Augen. „Sie fürchten sich ja auch gar nicht so sehr vor einer Verhaftung, Jan Fock, als vielmehr vor der Frau, die Sie bestohlen haben."

Bei dem Wort „bestohlen" zuckte Jan zusammen. Aber er antwortete ganz ruhig: „Vielleicht haben Sie recht. Es ist nicht angenehm, jemandem gegenüberzutreten und zu bekennen: Ich bin ein Dieb.'"

„Warum wollen Sie ihr den Schmuck nicht einfach zuschicken?"

Jan dachte nach. „Nein, das wäre feige."

„Und brächte Sie außerdem um die Freude des Wiedersehens!"

„Gewiß, das auch."

„Irre ich mich, Jan Fock, wenn ich annehme, daß Sie in diese Frau verliebt sind?"

„Das weiß ich nicht. Ich habe viel an sie denken müssen, und ihretwegen viel Kopfschmerzen gehabt."

„Das genügt manchmal zur Liebe."

Jan schüttelte verdrossen den Kopf und antwortete nicht mehr.

Diese Unterhaltung fand am Tage nach der Abreise Rudyards statt. Jan hatte seine Schiffskarte nach Genua schon in der Tasche. Übermorgen reiste er nach Europa zurück, und er fürchtete dort drüben hunderterlei Gefahren für sich.

Gegen Abend, als die Sonne gesunken und die Hitze auf ein erträgliches Maß zurückgegangen war, saßen Jan und der Oberst auf dem Dachgarten des Hauses. Sie blickten auf die dunkle Baummasse des Parkes, von wo die geheimnisvollen Rufe der Nachtvögel herüberschollen. Gazeschleier, die über dem ganzen Garten ausgespannt waren, hielten die Insekten fern.

„Kommen Sie nur erst aus Europa zurück!" sagte der Oberst mit sanftem Zuspruch. „Dann werden Sie hier so viel Arbeit finden, daß Sie keine Zeit mehr zu fruchtlosem Tüfteln haben, und der alte Jan Fock wird endgültig begraben sein . . .'"

„Nicht darum handelt es sich . . ."

„Doch, Sie müssen einsehen lernen, daß alles, was Sie getan haben, verwunden, vergessen, vorbei ist. Nehmen Sie an, ich sei Ihr Beichtiger gewesen. Und ich habe Ihnen vergeben."

„Es kommt nur darauf an, daß man sich selbst vergibt, Oberst Holligan, und das ist sehr schwer. Gut und brav zu sein, wenn man plötzlich reich geworden ist, gilt nicht viel."

„Sie schlagen sich mit Hirngespinsten!"

Jan schwieg eine Weile, dann sagte er in die Luft hinein: „Seit ich aus dem Gymnasium von Husum ausgerückt bin, habe ich nie mehr so viel nachzudenken brauchen wie in diesen Tagen. Händearbeit ist leichter, denn man sieht, was man geschafft hat, und was noch zu tun übrig bleibt."

„Wie weit sind Sie denn inzwischen mit Ihrem Nachdenken gekommen?"

Jan seufzte. „Ich stehe noch immer auf dem alten Fleck und muß dabei manchmal an meine Ausbildungszeit in Wilhelmshaven denken. Da gabs nämlich beim Fußdienst eine Übung, die hieß „auf der Stelle treten", man mußte die Beine heben und so tun, als marschiere man, aber man setzte die Füße immer wieder auf den gleichen Fleck. Man wurde müde davon, aber man kam nicht vorwärts." Er machte eine kurze Pause und betrachtete aufmerksam einen großen grauen Falter, der wie besessen gegen den Gazeschleier anstürmte, um zum Licht zu gelangen. „Sehen Sie, Oberst Holligan: Der Schmuck, den ich damals in Miami gestohlen habe, der hatte doch einen bestimmten Wert, nicht wahr? Sagen wir: fünftausend Dollar. Und nun sollte man doch meinen, daß mein Gewissen sich beruhigen könnte, wenn ich dieses Geld wieder herausrückte. Ich wollte es ganz schlau machen und habe zehntausend Dollar Buße gezahlt. Und da ich meinen Mann aus Miami nicht kenne, ihn niemals gesehen habe, ging das Geld an die Heilsarmee für die Newyorker Armen. Die Rechenaufgabe ist einwandfrei, aber sie stimmt trotzdem nicht! Sie „geht nicht auf', wie wir in der Schule sagten, und mit dem Rest, der da übrig bleibt, kann ich nichts anfangen. Ich „trete auf der Stelle".

(Fortsetzung folgt.)

Ferien zu Hause.

Die nicht reisen können.

Wie mag es denen zumute sein, die die Reisepläne der anderen mitheranreifen sehen, die Verwandten und Bekannten bei ihrer Abfahrt zuwinken und denen nicht die Möglichkeit gegeben ist, auch eine Ferien- oder Urlaubsreise zu machen. Jetzt, wo alle Welt nur ans Reisen denkt, vergessen wir, daß es Millionen von Menschen gibt, denen es nicht vergönnt ist, zu reisen, daß Eltern zurückstehen zugunsten ihrer Kinder, daß viele sich überhaupt nicht von ihrem Berufe freimachen können und daß andere nicht einmal das Geld aufbringen für einen noch so bescheidenen Ferienaufenthalt ihrer Kinder. Und doch ist die Sehnsucht nach Luft und Sonne so groß, ist die Sehnsucht groß nach einer Veränderung, nach neuen Eindrücken, nach einem Herauskommen aus dem ewigen Gleichschritt des Tages. Was ist da zu tun? Soll man nun kopfhängerisch oder neidisch den Glücklicheren nachblicken oder soll man nicht lieber versuchen, auch ohne Reise die Freizeit so nutzbringend und gesundheitsfördernd wie möglich zu gestalten? Gilt es doch neue Kräfte zu sammeln für den harten Kampf ums Dasein; denn ein Jahr vergeht, bis wieder eine Zeit der Ausspannung herannaht. Und vielleicht ist man in einem Jahre in der glücklichen Lage, wie die anderen den Zug besteigen zu können, der in das Land der Sehnsucht fährt. Humor und guter Wille, Erfindungsgeist und Unternehmungslust sind sicher imstande, auch Ferien zu Hause glücklich zu gestalten.

Was ist höchster Genuß und höchster Gewinn des Reisens? Man trennt sich radikal vom altgewohnten Milieu, man läßt so gut es geht, alle Sorgen zu Hause und erlebt durch die neuen Eindrücke, die auf einen einstürmen, eine Verjüngung. Licht, Luft, Sonne und körperliches Sich-Ausleben tun das ihre, um einen neuen Adam erstehen zu lassen. Ferien zu Hause sind ein Surrogat. Sie sind also auch mit allen Mängeln eines Ersatzproduktes behaftet. Immerhin sind sie dem Original ähnlich oder sollen es wenigstens sein. Also gilt es für die, die aus irgendwelchen Gründen immer ihre Ferien zu Hause verbringen müssen, möglichst viel von dem Gewinn, den eine Reise bringt, für sich zu erhaschen. Also ja keine Berufsarbeit während der Ferienzeit. Mit aller Energie versuche man die Gedanken an das Geschäft oder das Denken an die Schule zu verscheuchen. Man genieße rein und unverfälscht das dolce far-niente. Man lebe ganz so, wie es den innersten Neigungen entspricht, und hoffentlich sind diese so beschaffen, daß sie möglichst scharf von dem gewohnten Leben abstechen. Wie viele Menschen kommen, eingespannt in das unerbittliche Triebwerk des Alltagslebens, nie mehr dazu, ein gutes Buch ruhig und mit Muße zu lesen. Auch über den Geist kann eine Renaissance des ganzen Menschen erfolgen. Diesen selbstverständlichen Satz ist man allzu leicht geneigt, in unserer materiellen Zeit etwas mißtrauisch zu betrachten. Das Zuhause wird man mit ganz anderen Augen ansehen, wenn die Berufspeitsche nicht drohend über dem Haupte schwebt und wenn man den Tag ganz so einstellen kann, wie es einem Freude macht. Aber auch zum Nichtstun gehört Talent, und die freie Zeit so anzuwenden, daß sie Freude und Genugtuung bereitet, ist gar nicht so einfach.

Licht, Luft, Sonne und möglichst viel Licht, Luft, Sonne muß aber auch das oberste Leitmotiv der Daheimgebliebenen sein. Jeder Tag, der leidliches Wetter bringt, gehört dem Aufenthalt im Freien. Man wird dann die angenehme Überraschung erleben, daß man die Umgebung seines Heimatortes gar nicht kennt und daß es da noch viel zu entdecken gibt. Und man wird auch merken, daß es ein großer Unterschied ist, ob man am Sonntag, wo alle ins Freie wollen, hinauswandert, oder ob man es sich leisten kann, an einem x-beliebigen Tage bereits ganz früh hinauszufahren. Man wird dann in den Erholungsstätten in der nahen Umgebung einer Stadt ein wohltuendes Alleinsein empfinden; denn es ist ja Werktag und die anderen müssen arbeiten oder sind verreist. Der Unterschied zwischen dem sonntäglichen Aussehen beliebter Ausflugsorte und dem werktäglichen ist so groß, daß man sie nicht wiederzuerkennen glaubt.

Wir Erwachsenen vermögen allenfalls die Sommerreise zu verschmerzen, aber unsere Kinder! Muß es uns nicht das Herz zerreißen, wenn sie in der wohlverdienten Ferienzeit ihre Kameraden mit Hurra zu den Bahnhöfen stürmen sehen, müssen wir dann nicht alles, was in unseren Kräften steht, tun, um die fehlende Sommerreise so unspürbar wie möglich zu machen? Lassen wir sie herumtollen nach Herzenslust, schicken wir sie jeden Tag hinaus ins Freie und verschonen wir sie vor häuslichen Arbeiten oder gar vor Schulaufgaben. Ihr junger Körper braucht die Ausspannung bitter notwendig. Das Schulbanksitzen muß ausgeglichen werden durch Sport und Wandern. Glücklicherweise werden immer mehr von den Schulen selbst Schülerwanderungen mit billigsten Mitteln organisiert. Ferienerholungsstätten werden eingerichtet, in denen die Kinder den ganzen Tag spielen, turnen und herumtollen können. Kindergärten stellen sich zur Verfügung, so daß den Eltern die Sorge des Aufpassens abgenommen wird. Sport- und Turnvereine gibt es in Fülle, wo unsere heranwachsende Jugend ihren Körper stählen kann. Aber nur nicht zu Hause herumsitzen und Trübsal blasen!

Heimkehr.

Skizze von Hans Freudel.

Fred Rümelein war einer der wenigen „Narren" im Camp, die jeden Morgen pünktlich nach dem Erwachen ihr Bad im See nahmen. So genoß er stets mit empfänglichem Sinn jene reinste Stunde des Tages, während die aufsteigende Sonne allen anderen in Zelt und Bungalow den Morgenschlaf zur Qual machte, und saß dann schon mit einem sehr gesunden Hunger beim Frühstück, wenn sich das übrige Volk eben gähnend vom Bett erhob.

Seltsame Leute, diese Amerikaner! Da entwürdigen sie die herrliche, weite Natur zur Plattform ihrer Salonspielereien, sehen in jeder blumigen Wiese nur einen mehr oder minder geeigneten Golfplatz, schätzen diesen vielhundertjährigen Forst, diese blauen Bergwasser nur als vorteilhafte Umrahmung für ihre Flirts und empfinden mit keinem Nerv, welch gehäufte Pracht ihnen die gütige Natur hier auf Schritt und Tritt darbietet.

Fred Rümelein haßte alle diese blasierten Jonnies und Charlies und wäre am liebsten mit Boot, Zelt und Flinte den Merrimac hinab gerudert, dorthin, wo Grammophone nicht mehr plärren, wo noch Ursprünglichkeit waltet und kein bezahlter Vergnügungsdirektor die kurze Ferienzeit in ein „Programm" zwängt. Ja, wenn Minny Shepherson nicht wäre! —

Als die Lagerglocke sieben schlug, stand Fred am Stallzelt, aus dem der Boy schon die Pferde führte.

Ob Minny pünktlich sein würde? Mister Rümelein galt als der einzige Gentleman im Lager, der auf säumige Damen — selbst wenn sie Minny Shepherson hießen — nicht wartete; er war schon mehrfach allein abgeritten.

Daran dachte Minny und war pünktlich! Flugs saß das schlanke Sportmädel im Sattel, dann galoppierten die beiden am leeren Tennisplatz vorbei in den morgendlichen Tannenforst. Schweigend. Erst als die Tiere warm wurden, fielen sie in Schritt. Und als man Flanke an Flanke ritt, sah der Deutsche, daß Miß Shepherson wieder einmal zu schmollen beliebte.

„Womit habe ich die Ehre, den Stern des Pennsylvania-Camps zu kränken?" begann er scherzend.

„Oh Fredy, sie lachen über mich und sagen, ich liefe einem plumpen deutschen Bären nach, und du habest nicht den Geschmack, ein hübsches American-Girl zu schätzen und . . . und . . ."

Dann war das Unglück geschehen: Tränen rannen und zogen Kanäle in leichten Puder, während der lockend gefärbte Mund krampfhaft zuckte. Die Allein-Erbin des ehrenwerten John Mac Shepherson heulte wie ein Schulmädel!

Fred verhielt die Pferde, saß ab und nahm die schluchzende Gestalt aus dem Sattel. Unter einer Riesentanne war ein weicher Moosplatz. Alles, was er ihr schon hundertmal gesagt hatte, daß er die öden Vergnügungen der Anderen nicht schätze, daß er keinen Mondscheinwhisky liebe, daß er nicht sehen wolle, wie sie beim ewigen Tanz aus einem Arm in den anderen flöge, wie sie mit diesem semmelblonden Harold Peach . . .

„Oh", sagte Minny, „über Harold Peach darfst du nichts sagen! Harold Peach ist ein Gentleman, Harold Peach hat zum Beispiel gestern wieder den ganzen Abend auf mich gewartet und hat mich heim begleitet, als du schon lange, lange zu Bett warst."

„Ei, so heirat' doch deinen Harold Peach!" sagte Fredy reichlich lieblos. Das weckte nun wieder neue Tränenfluten, und das Ende vom Liede war ihr Geständnis, der Flirt mit Mister Peach habe ihren Fredy eigentlich nur eifersüchtig machen sollen; sie liebe Fredy ganz allein, und er müsse sie zur Frau machen, bald, recht bald; sie wolle versuchen, etwas ernsthafter — germanlike — zu werden!

In scheinbar nie getrübter Harmonie ritten sie heim. —

Am Nachmittag ereignete sich dann der lang angekündigte Einzug des Mister John MacShepherson, Petroleum und Stahl, unter den großartigsten Begleitumständen. Bunt maskierte junge Männer und berittene Girls in eben noch zulässigen Badekostümen empfingen die Autos, welche den Millionenmann mitsamt Zelten, Möbeln, Koffern und Dienerschaft heranrollten. Er wurde stürmisch gefeiert und stiftete sofort einen Goldpokal für die Baseball-Meisterschaft.

Während sich das gesamte Lager einer aufgeblähten Festfreude hingab, saß Mister Rümelein am Klapptischchen im

Zelt: Post war angekommen, darunter ein Brief „von drüben“!

In jenem gleichmütig frohen Ton, der starken Menschen eigen ist, die schon viel Schweres erlebten und überwanden, teilte die Mutter alle Neuigkeiten mit, gab den Monatsbericht, wie sie es nannte. In der Familie sei alles wohlauf, das Holzwerk gut beschäftigt, die Donau habe Hochwasser, so daß die Flöße leicht zu Tal gingen, im Bayerischen Wald wolle es wieder Herbst werden, auch die Jagd stehe gut — was einliegendes Bild bezeuge — und dann noch hundert Einzelheiten von Haus und Hof, die ihrem Jungen in Amerika wissenswert sein mußten. Viel uneingestandene Mutterliebe atmeten diese Zeilen!

Dann nahm Fred die Bilder zur Hand. Vater hinter dem erlegten Bock, Mutter arbeitsam an irgendeiner Näherei, die Schwester mit der stichelhaarigen Diana und schließlich — sieh' da — ein blondes Mädel: das ist ja die Erika! Die Erika — wie hat sie sich herausgemacht! Die noch mit Zöpfen zur Schule ging, als er vor Jahren ins Dollarland abreiste!

Der Junge aus den bayerischen Bergen kam ins Träumen, denn das anspruchslose Bild rückte ihm die Heimat wieder nah'. Und das blonde Jungmädel wurde dem wandermüden Mann unbewußt zum Mittelpunkt, während Vater, Mutter und Schwester zurücktraten.

Auf dem Zelttisch stand in kostbarem Rahmen noch ein anderes Bild. Das verblaßte allmählich . . .

Als John MacShepherson am nächsten Morgen seinen zukünftigen Schwiegersohn zu ernstem Männergespräch bitten ließ, mußte er erfahren, daß Fred Rümelein nach Begleichung seiner Rechnungen unbekannten Zieles abgereist sei.

Im Bungalow der Miß Minny hörte man Zornausbrüche und sah ängstliche Gesichter bei der Dienerschaft: Miß habe spät in der Nacht einen sehr dicken Brief empfangen!

Draußen vor der Veranda wartete derweil ein nichtssagender, semmelblonder Junge geduldig mit den Reitpferden.

Fred Rümmelein aber fuhr voll Heimweh einem Menschenkind entgegen, das für ihn allein erblüht war, das ihn nie enttäuschen würde . . .

Stille Stunde.

Droben lieg ich am Walde
Hoch über der lauten Stadt,
Tief unten summen die Glocken,
Fernen verdämmern matt.
Und wie in leuchtender Lohe
Tiefrot die Sonne sinkt,
Grüß ich die stille Stunde,
Um die meine Seele ringt
Im bunten Wechsel des Tages,
Im Hasten, im Jagen nach Schein;
Nun naht sie — zu köstlichem Frieden
Schlummert die Unrast ein . . .
Und droben schlafen die Wälder
Hoch über der lauten Welt,
Nur Gottes Strahlen flammen
Aus funkelndem Sternenzelt.

Elisabeth v. Aster.



Bunte Chronik



*** Die kühle Frau und der hitzige Mann.** Zahlreiche wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß der Mann mehr Eigenwärme besitzt, als die Frau. Im Durchschnitt verhält sich die Temperatur des männlichen zu der des weiblichen Geschlechts wie 10,58 zu 10,13. Ein französischer Arzt, Monsieur de Thibaut, hat neuerdings in einer Reihe von Experimenten festgestellt, daß die Durchschnittstemperatur der Männer zwischen 37,5 bis 37,8 Grad Celsius schwankt, während die Frauen nur eine solche von 36,3 bis 36,5 zu verzeichnen haben. Auch wurde festgestellt, daß blonde Frauen im allgemeinen niedrigere Körpertemperaturen haben, als brünette und dunkle. Das Wort von der „kühlen Blond'n“ findet also auch in dieser Beziehung seine Rechtfertigung. Auffallend dagegen ist die Tatsache, daß Frauen nicht nur viel höhere Fiebertemperaturen und diese auch längere Zeit zu ertragen vermögen, als Männer, sondern daß sie auch eine weit größere Widerstandsfähigkeit gegen Ansteckungsstoffe besitzen, als diese, was der französische Arzt ebenfalls auf die Temperaturunterschiede zurückführt. — Interessant ist, daß die gleichen oder annähernd gleichen Temperaturunterschiede sich auch bei der Tierwelt finden. So übertrifft z. B. die Eigenwärme der männlichen die der weiblichen Vögel ebenfalls um 1½ bis 2 Grad Celsius.

*

*** Wenn man allzu tüchtig ist.** Ein echt amerikanisches Geschichtchen wird aus Chicago berichtet: Ein dort lebender Rechtsanwalt erhielt aus Portsmouth die Nachricht, daß ein Mann namens Withers dort gestorben sei, seine in Chicago lebende einzige Tochter Lucy Withers zu seiner alleinigen Erbin eingesetzt und ihr ein stattliches Vermögen von etwa hunderttausend Pfund hinterlassen habe. Diese Lucy Withers ausfindig zu machen, war die Aufgabe des Anwaltes. Da er in seiner Praxis sehr beschäftigt war und Nachforschungen nach Personen in Amerika, das keine Meldepflicht kennt, sehr zeitraubend sind, so beauftragte er ein Detektivbureau mit den notwendigen Ermittlungen, und der Inhaber dieses Bureaus sandte drei seiner tüchtigsten Leute aus, um die Gesuchte zu finden. Nach etwa drei Wochen machte er dem Anwalt die Mitteilung, daß die Nachforschungen seiner Leute von Erfolg gewesen seien, aber überraschende Resultate ergeben hätten. Die überaus geschickten Detektive, die natürlich unabhängig von einander auf die Suche gegangen waren, hatten nämlich jeder eine Lucy Withers gefunden und sich als smarte Amerikaner umgehend mit der präsumtiven Erbin verheiratet, um so des Millionensegens teilhaftig zu werden! Nun war guter Rat teuer: Welche Anwärterin war die richtige? Name, Alter und Geburtsort stimmten bei allen dreien, und alle drei bezeichneten den verstorbenen Sonderling als ihren Vater. Die eine war Erzieherin, die zweite Köchin in einem Chicagoer Restaurant und die dritte Schneiderin, und jede erklärte, nach einem Zerwürfnis mit dem Vater ausgewandert zu sein und sich in Amerika eine Existenz gegründet zu haben. Endlich wurde dieser gordische Knoten auf verblüffende Weise gelöst: Es meldete sich nämlich auf Grund einer gleichzeitig mit dem Nachforschungsauftrag an das Detektivinstitut aufgegebenen Zeitungsanzeige ein Mann namens Watson, der nachwies, der Ehemann der inzwischen verstorbenen Lucy Withers und als solcher der einzige Erbberechtigte zu sein! Die vorschnell vermählten Detektive haben daraufhin umgehend — die Scheidung von ihren drei „Millionenerbinnen“ beantragt, aber der Scheidungsrichter weigert sich, ihrem Verlangen zu willfahren, da die Enttäuschung der allzu tüchtigen „Geschäftsmänner“ kein hinreichender Ehescheidungsgrund sei!

*

*** Die Furcht vor der Dreizehn.** Das allgemeine Vorurteil, das gegen die Zahl dreizehn herrscht und das oft so weit geht, daß manche Leute sich weigern, an einer Tischgesellschaft von dreizehn Personen teilzunehmen, ist so weit verbreitet, daß man ihm auch in anderen Ländern, wie Frankreich, England, Amerika usw. begegnet, und daß sich dort ebenso wie bei uns gewisse Sitten und Gebräuche herausgebildet haben, um das Unheil dieser Zahl abzuwenden. So existiert in Paris ein „Institut der Vierzehnten“, durch das man schnell noch einen Teilnehmer oder eine Teilnehmerin herbeischaffen kann, falls man durch Absagen oder dergl. im letzten Augenblick vor dem Beginn einer Festlichkeit, eines Diners usw. die schreckenerregende Entdeckung macht, daß man zu dreizehn sein wird. Diese Gesellschaftslöwen und -löwinnen auf Pump sind meistens verarmte Adlige, pensionierte hohe Beamte, alternde Künstlerinnen mit klingenden Namen und dergl. Selbstverständlich werden sie von seiten des Instituts mit allen notwendigen Requisiten, wie Gesellschafts- oder Sportkleidung usw. aufs beste ausgerüstet, verfügen über tadellose Umgangsformen und größte gesellschaftliche Gewandtheit. Auch werden sie ihrer Mission entsprechend sehr gut honoriert. — Auf andere Art, aber nicht weniger erfolgreich zieht der Amerikaner gegen die „Dreizehn“ zu Felde. Es gibt in Amerika zahlreiche sogenannte „Dreizehnerklubs“, in denen nur Tischgesellschaften von dreizehn Personen gebildet werden, um zu beweisen, daß keiner der Teilnehmer dadurch in Gefahren gerät. Ein amerikanischer Gelehrter namens Haroen in Missouri hat nachgewiesen, daß die Mitglieder einer aus dreizehn Personen bestehenden Gesellschaft sämtlich schon das siebzigste Jahr hinter sich haben müßten, um es wahrscheinlich zu machen, daß von diesen dreizehn einer innerhalb eines Jahres sterben werde und daß ferner, ein Durchschnittsalter von vierzig Jahren angenommen, 100 Personen anwesend sein müßten, um einen Todesfall pro Jahr mutmaßen zu lassen. Durch diese Berechnungen ist viel zur Ausrottung des Aberglaubens beigetragen; trotzdem haben die praktischen Amerikaner es sich nicht nehmen lassen, Versicherungsgesellschaften zu gründen, die gegen die aus dieser Zahl etwa resultierenden Unfälle usw. versichern, und die sich großen Zulaufes zu erfreuen haben.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg